Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 83 (2008)

Heft: 7-8

Anhang: Extra : wohnen & kinder

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wohnen extra

wohnen & kinder

Genossenschaften sind kinderfreundlich, Seite 2 ■ Familien gestern und heute Seite 5 ■ Die Siedlung Strassweid ist ein Kinderparadies, Seite 6 ■ «Das ist mein Reich»: Kinder über ihr Zimmer, Seite 8 ■ Wenn der Sandkasten ausgedient hat, Seite 12 ■ Besuch im Kinderheim, Seite 14 ■ Rätsel, Seite 16 ■

Rätsel für Kinder

Viel ist in diesem *wohnen* extra über das Zusammenleben mit Kindern geschrieben worden. Jetzt aber seid ihr selber an der Reihe, liebe Kinder! Macht mit beim Kinder-Sudoku und gewinnt einen Eintritt für die ganze Familie ins Alpamare in Pfäffikon (SZ), den grössten Wasserpark der Schweiz.

Auf dieser Seite sind ein leichteres (Zahlen 1 bis 4) und ein etwas schwierigeres **Sudoku (Zahlen 1 bis 6) abgebildet. Entscheidet euch für eines der beiden oder löst gleich beide. Selbstverständlich dürfen auch Erwachsene mitmachen. . .**

Und so funktioniert ein Sudoku:
Füllt die leeren Felder mit den Zahlen von 1 bis 6 beziehungsweise 1 bis 4. Dabei darf jede Zahl in jeder Zeile, jeder Spalte und in jedem der sechs 2 x 3-Blöcke beziehungsweise der vier 2 x 2-Blöcke nur ein Mal vorkommen. Wenn ihr das knifflige Zahlenrätsel gelöst habt, schreibt die eingefärbte Zahlenreihe (von links oben nach rechts unten) auf eine Postkarte und schickt diese bis spätestens 31. Oktober 2008 an:

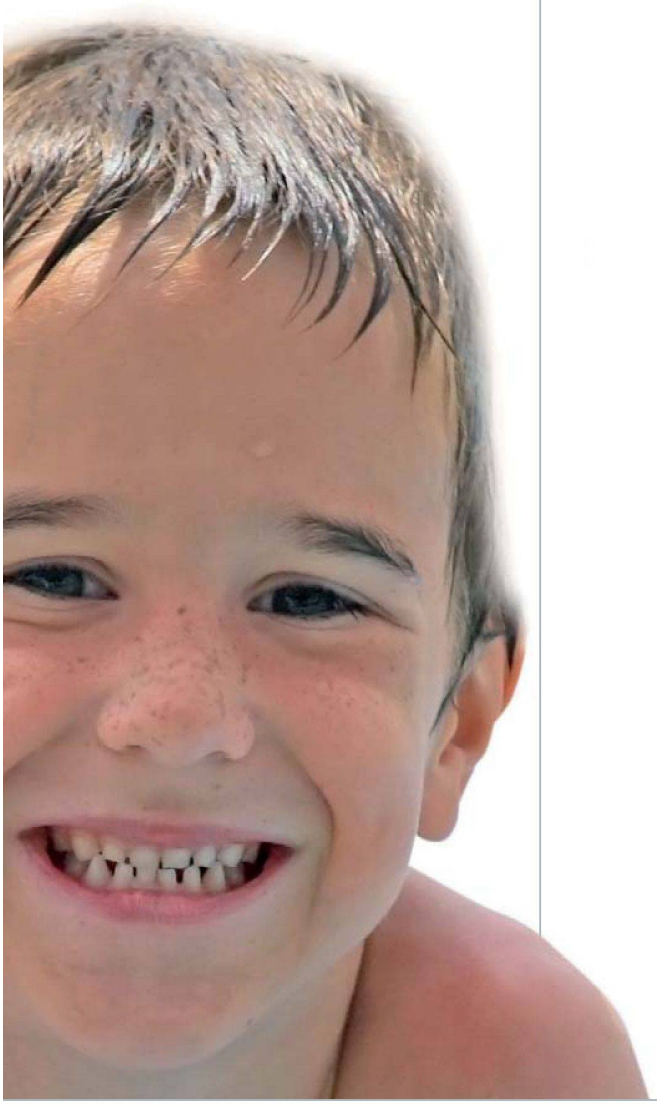
Verlag *wohnen*, Postfach, 8042 Zürich. **Die Gewinner werden** ausgelost und schriftlich **benachrichtigt.** Über den Wettbewerb **wird keine Korrespon**denz geführt.

Die Gewinnerinnen des Rätsels von *wohnen* extra 1/2008 sind:

Liliane Altenbach
Brunnmattstrasse 22a
6010 Kriens

Sonja Metzger
Grabenackerstrasse 49
8404 Winterthur

Alice Fröhlich
Kronwiesenstrasse 78
8051 Zürich



	1	2	
		3	1
4	2		
	3	4	

	1	2			
4			3		
5				4	
	4				1
		3			4
			6	5	

Impressum:

*wohnen***extra**

Ausgabe:	August 08
Beilage zu *wohnen:*	Nr. 7–8/08
Herausgeber:	SVW
Redaktion:	Redaktion *wohnen*
Layout und Druckvorstufe:	Brandl & Schärer AG, Olten
Druck:	Zollikofer AG, St. Gallen

Wohnbaugenossenschaften sind für Familien attraktiv

Platz für Kinder

Die ersten Wohnbaugenossenschaften bauten fast ausschliesslich für Familien. Heute sprechen sie eine breite Bewohnergruppe an. Doch noch immer sind Haushalte mit Kindern eine wichtige Zielgruppe. Denn gerade sie sind froh um das Angebot der Genossenschaften, das weit über bezahlbaren, kinderfreundlichen Wohnraum hinausgeht. Einige Beispiele.

Von Rebecca Omoregie

Früher war es einfach. Da brauchte es kein ausgeklügeltes Zielgruppenmarketing: Die ersten Wohnbaugenossenschaften, die Ende des 19. Jahrhunderts im Zuge der Industrialisierung entstanden, bauten fast ausschliesslich für Familien. Ziel war es, der Arbeiterschaft, die oft in prekären räumlichen und überteuerten Verhältnissen lebte, ein preisgünstiges und gesundes Zuhause zu schaffen. Bis weit in die Fünfzigerjahre hinein, als nach dem Zweiten Weltkrieg eine zweite grosse Welle von Genossenschaftsgründungen einsetzte, war die klassische Kleinfamilie das gesellschaftliche Ideal. Eine Norm, die sich auch in der sehr einheitlichen, fast uniformen Architektur der Siedlungen dieser Zeit ausdrückt.

Gesellschaft im Wandel

Inzwischen hat sich die Gesellschaft verändert. Heute lebt «nur» noch gut die Hälfte der Bevölkerung in einem Familienhaushalt, dafür hat sich seit 1970 die Anzahl kinderloser Haushalte fast verdoppelt. Die Geburten- und Heiratsrate ist gesunken, die Scheidungsrate dafür gestiegen. Das Resultat: Die Haushaltformen sind vielfältiger geworden. Klassische Familien, Paare mit und ohne Kinder, Einelternfamilien, Patchworkfamilien und Singles bestimmen das Gesellschaftsbild.

Baugenossenschaften wollen und müssen für alle diese Gruppen bauen. Haushalte mit Kindern (wie auch immer zusammengesetzt) sind nicht mehr die einzige, allerdings noch immer eine wichtige Zielgruppe, haben doch gerade sie das Angebot von Genossenschaften am nötigsten: Die Statistik* zeigt, dass Familien mehr Geld fürs Wohnen ausgeben und in engeren Verhältnissen leben als andere Haushalte. Insbesondere kinderreiche Familien gehören zu den einkommensschwächsten Bevölkerungsgruppen und haben ein überdurchschnittliches Armutsrikiso, da kostengünstige grosse Wohnungen Mangelware sind. Es sind denn auch vor allem einkommensschwache Familien, die im Zusammenhang mit dem Wohnen angeben, unter Problemen wie beengten Verhältnissen, Lärm und Verkehr zu leiden.

Ideale Rahmenbedingungen

Auch heute noch sind also viele Familien auf das Angebot der Baugenossenschaften angewiesen. Diese kommen dem entgegen, indem sie gemäss Belegungsvorschriften grössere Wohnungen vorzugsweise an Haushalte mit Kindern vermieten. Auch in den Genossenschaftswohnungen machen Familien allerdings nicht mehr die Mehrheit der Bewohner aus. Dies liegt daran, dass das Wohnangebot gerade in älteren Siedlungen mit ihren vielen Dreizimmerwohnungen heute für viele Familien zu klein ist. In den grossen Städten aber, wo sich die Wohnungsnot zuspitzt, leben in den Genossenschaften deutlich mehr Haushalte mit Kindern als im übrigen Wohnungsmarkt.

Nicht selten ist der Nachwuchs für junge Paare gar der Auslöser, in eine Genossenschaftssiedlung zu ziehen. Denn hier finden sie nicht nur bezahlbare Wohnungen, sondern auch ideale Rahmenbedingungen für das Familienleben: kinderfreundliche Aussenräume mit Spielplätzen, eine hilfsbereite Nachbarschaft und Gemeinschaftsanlässe, wo sie Gleichgesinnte treffen. Besonders in der Stadt finden sich oft auch Kindergärten, Krippen und Horte auf dem Gelände der Siedlungen. Manche Genossenschaften bieten sogar noch mehr als das. *Wohnen* extra hat sich umgehört und auf den folgenden Seiten einige Rosinen herausgepickt.

** Familienbericht 2004, Eidgenössisches Departement des Innern, Bern 2004*

Titelbild: Martin Bichsel

BAUGENOSSENSCHAFT GISA, ZÜRICH

Kinder machen Zirkus

Geschickt lässt der Zauberer den bunten Ring in seinem grossen Hut verschwinden. Vorsichtig balancieren die kleinen Füsse über das Hochseil, während die Artistin anmutig die Hula-Hoop-Reifen über den Hüften schwingt. Zwei Clowns stehen grinsend vor dem Publikum, das an diesem Sonntagnachmittag den Künstlern gebannt zuschaut. Nur etwas ist hier anders als in einem «richtigen» Zirkus: die Artisten sind keine Zirkusprofis, sondern Kinder aus den Gisa-Siedlungen in Zürich Oerlikon.

Die Bewohnerinnen und Bewohner auf spielerische Art und Weise einander näherzubringen, das war die Idee der Initiatorin Maya Hefti, die seit rund einem Jahr im Vorstand der Zürcher Baugenossenschaft ist. Denn in der Überbauung «Wohnstadion» häuften sich die Klagen über Anonymität, wenige soziale Kontakte und viele Mieterwechsel. Ein Siedlungsanlass sollte Abhilfe schaffen. «Doch ein pfannenfertiges Fest lädt eher zum Konsumieren ein», fand Maya Hefti. «Selbst etwas auf die Beine zu stellen trägt mehr zur Gemeinschaftsförderung bei.» Von ihrer Arbeit als Kindergärtnerin und Hortleiterin kannte sie die Mitmach-Zirkusprojekte des Kinderzirkus Robinson. Die Idee des Zirkus «Gisanelli» war geboren: Während drei Tagen im Mai studierten 30 Kinder aus dem Quartier unter Leitung der Zirkusartisten eine Show ein, die sie dann am Sonntag vorführten. Hinter den Kulissen kamen auch die Erwachsenen zum Einsatz: als Garderobefrauen, Assistenztrainer, Znüniköche, Maskenbildner oder Beleuchter. «Das Projekt war ein Erfolg», ist Maya Hefti überzeugt. «Die Leute lernten sich so besser kennen.»

Foto: Daniela Distefano

Foto: Toni Wellinger

BEP, ZÜRICH

Achtung Piraten!

Die Siedlung war frisch saniert, eine neue, motivierte Mieterschaft eingezogen, der Hof elegant gestaltet – aber etwas kahl. Zumindest für die über 50 Kinder der Siedlung Kolonie I der Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals (BEP) Zürich. Sie spielten deshalb meist vor dem Gemeinschaftsraum, zum Leidwesen der «Singles», die gerade darüber wohnen. «Es hat zwar einen Spielplatz im Hof, aber der ist etwas abgelegen, vor allem für die kleineren Kinder, die man gerne noch in Sichtweite hat», erklärt Sozialkommissionsmitglied Toni Wellinger. Er hatte deshalb die Idee, in der Nähe des Grill- und Sitzplatzes auch für die Kinder eine Spielmöglichkeit zu schaffen und sie so gleichzeitig vom Gemeinschaftsraum «wegzulocken».

Als Kleinkinderzieher weiss Toni Wellinger, wie man Kinder motivieren kann. Er trieb ein altes, leckes Ruderboot auf, organisierte den Transport und überliess es dem Geschick und der Fantasie der Eltern und Kinder, den alten Kahn in ein abenteuerliches Piratenschiff zu verwandeln. Dabei war nicht unbedingt das Resultat wichtig, wie Wellinger ergänzt, sondern vor allem das gemeinsame Werken, das von einer Theaterpädagogin ehrenamtlich begleitet wurde.

An mehreren Sommersamstagen versammelte sich Gross und Klein, um an «ihrem» Schiff zu sägen, schleifen und pinseln. «Viele Kinder haben zum ersten Mal so etwas gemacht und waren unglaublich stolz.» Mit den lärmgeplagten Anwohnern hat man Lösungen gefunden: So spielen die Kinder zum Beispiel statt mit einem Lederball mit einem Schaumgummiball Fussball. Und wenn die Seeschlachten dem Nachbarn zu laut werden, hisst er einfach vor seinem Fenster die Piratenflagge.

ABZ/ASIG, ZÜRICH

Hüttenzauber

Auch im Quartier Rütihof in Zürich Höngg gibt es einen Ort, wo Kinder nach Herzenslust sägen und hämmern dürfen: den Bauspielplatz Rütihütten. Dieser wurde im Sommer 2006 eröffnet, als Alternative zu den sonst sehr strukturierten Freizeitangeboten im Quartier, wie Rachel Jenkins vom Eltern- und Freizeitclub Rütihof (EFR) erklärt: «Wir haben hier viele Spielplätze für die kleineren Kinder. Und für die Kinder im Primarschulalter besteht vor allem eine grosse Auswahl an Freizeitkursen.» Der EFR wollte ein offenes und niederschwelliges Angebot schaffen, zu dem Kinder aus allen Sprach- und Kulturkreisen Zugang haben. In dem Quartier, wo Menschen aus 110 Nationen, darunter über 3000 Kinder, leben, ist das ein wichtiger Faktor. «Der Bauspielplatz ist kostenlos, man muss sich nicht anmelden und beim Hüttenbauen können sich auch fremdsprachige Kinder aktiv beteiligen», betont Rachel Jenkins. Unter Anleitung eines Spielplatzleiters dürfen Kinder im Schulalter an zwei Nachmittagen pro Woche kostenlos mit Holz und Werkzeug herumwerkeln und in Gruppen eigene Hütten bauen. In den Schulferien werden zudem ganze Bauwochen angeboten.

Das Projekt wurde von einer interessierten Elterngruppe initiiert. Aus dem EFR, der die Trägerschaft übernahm, kümmert sich heute ein ehrenamtlicher Vorstand um den Bauspielplatz; einzig der Spielplatzleiter ist in einem Zwanzig-Prozent-Pensum angestellt. Zustande kam dies dank Spenden, etwa von den ansässigen Genossenschaften. So schoss die ABZ ein grosszügiges Startkapital zu, und die ASIG versprach gar für drei Jahre einen regelmässigen Zustupf. Solche längerfristigen Beiträge, seufzt Rachel Jenkins, dürfte es noch mehr geben. Schliesslich gilt es nun, das Angebot auch künftig aufrechtzuerhalten. *www.ruetihuetten.ch*

Foto: zVg.

KRAFTWERK1, ZÜRICH

Offene Ohren

Die Bau- und Wohngenossenschaft KraftWerk1 in Zürich West ist in verschiedener Hinsicht ein Vorzeigeprojekt. Ihre Siedlung will nach eigenen Angaben «ein modernes urbanes Lebensgefühl mit sozialen und ökologischen Massstäben verbinden». Soziale Massstäbe heisst zum Beispiel: die Verbindung von Wohnen und Arbeiten sowie eine breite Palette verschiedener Wohnformen ermöglichen, vom Singlehaushalt über die klassische Familienwohnung bis zu Gross-WGs. Damit bei den vielen verschiedenen Benutzergruppen auch die Anliegen der über 70 Kinder in der Siedlung nicht zu kurz kommen, schuf die Genossenschaft eine eigene Kinderkommission (Kiko). «Die Kinderkommission sorgt dafür, dass die Bedürfnisse der jüngsten Bewohner berücksichtigt werden, dient aber auch der Vernetzung der Familien mit Kindern untereinander», erklärt Dominique Marchand, Geschäftsleiterin von KraftWerk1, die als Mutter zweier Kinder ebenfalls in der Kiko mitmacht. Die Kiko organisiert regelmässig Veranstaltungen für die Kinder, durch das E-Mail-Netzwerk ergäben sich aber auch sehr viele spontane Treffen, ergänzt Dominique Marchand.

Foto: Sibylle Schuppli

Die Kinderaktivitäten sprechen allerdings vor allem Eltern mit kleinen Kindern an. Für die grösseren Kinder im Schulalter fehlte bis anhin ein Angebot. An einem Sonntagsworkshop durften deshalb die Kinder und Jugendlichen zwischen acht und vierzehn Jahren unter Anleitung von zwei Mediatoren ihre Bedürfnisse und Verbesserungsvorschläge diskutieren. Es zeigte sich, dass es gar nicht viel braucht. Zum Beispiel einen Basketballkorb. Und einen Jugendraum, den die Kinder in einem ehemaligen Veloraum mit ausrangierten Möbeln, Postern und Pflanzen gleich selbst nach ihrem Gusto einrichteten. Künftig will die neu gegründete Arbeitsgruppe «Kraft am Werk» regelmässig einmal im Jahr einen solchen Workshop organisieren. *wohnen*extra

Eine Ausstellung im Zürcher Landesmuseum widmet sich dem Phänomen Familie

Familie: ein wandelbares Ideal

In den Sechzigerjahren sah die Idealfamilie so aus wie in der Aromatwerbung (siehe Bild): die fünfköpfige Kernfamilie mit dem Vater als Ernährer und der Mutter als Hausfrau. Dieses Modell ist also noch nicht sehr alt – und gerät heute bereits wieder ins Wanken.

Von Andreas Spillmann und Christof Kübler*

In der sogenannten Kernfamilie der Sechzigerjahre sind die Rollen klar verteilt. Der Mann geht einer geregelten Erwerbsarbeit ausser Haus nach. Sein Einkommen reicht aus, um die Familie zu ernähren, ja, es reicht auch für Auslandferien, vielleicht nach Rimini; man kann vom Verdienten etwas auf die Seite legen. Die Frau besorgt den Haushalt und kümmert sich um die Kinder. Die Kindersterblichkeit geht in diesen Jahren praktisch der Nullgrenze entgegen, die durchschnittliche Lebenserwartung steigt auf gegen 80 Jahre. Die Erfindung der Pille perfektioniert die Familienplanung. Gleichzeitig steigt die Scheidungsrate massiv an.

Von der Hausgemeinschaft zur Kleinfamilie

Das Ideal der Kleinfamilie reicht weit zurück, war aber früher nicht die Norm. Die durch Blut- beziehungsweise Heiratsverwandtschaft konstituierte Familie bildete über lange Zeit das Zentrum der sogenannten Hausgemeinschaft; zu ihr gehörten auch Mägde und Knechte. Von Familie im engeren Sinne spricht man erst ab dem 18. Jahrhundert und meint damit die soziale Kleingruppe von Eltern und ihren leiblichen Kindern. In der Zeit der Aufklärung nahm das oben angesprochene Ideal der Kernfamilie seinen Anfang. Geheiratet wurde im Idealfall auf der Grundlage von Liebe, die Ehefrau widmete sich im zunehmend intimen, familiären Umfeld Haushalt und Kindern. All dies stand vorerst allerdings nur bürgerlichen, vermögenden Schichten offen. Denn eine Heirat war erst möglich, wenn der Unterhalt des künftigen Haushalts gesichert war. Beide Ehepartner kamen für das Familieneinkommen auf. Die Zahl der Geburten war gross, aber auch die Kindersterblichkeit war hoch. Eine Trennung erfolgte oft aufgrund des frühen Tods eines Ehepartners. Fortsetzungs- und Stieffamilien mit Mägden und Knechten waren deshalb verbreitet.

Eckpfeiler für die jüngere Entwicklung der Familie war neben den erwähnten Idealen der Aufklärung die Gründung des liberalen Bundesstaates Schweiz im Jahre 1848. Er brachte de jure Rechtsgleichheit und damit die Aufhebung der väterlichen Gewalt. Die Ehepartner heirateten aus Liebe und Zuneigung. Dazu kamen die technischen und medizinischen Fortschritte: Die Möglichkeiten der Pasteurisierung und Sterilisation führten dazu, dass der Kindsbetttod und die Kindersterblichkeit zurückgingen. Die industrielle Revolution zog die Trennung von Wohnen und Arbeiten nach sich. Die allgemeine Schulpflicht wurde 1874 eingeführt, einige Jahre später wurde zusätzlich ein Kinderarbeitsverbot erlassen. Aus der Grossfamilie als Produktionseinheit unter einem Dach wurde eine Familie, die sich immer öfter «nur» in der Freizeit sah.

Heute: Projekt Kind

Und heute? Dank Kinderarbeitverbot, dank staatlicher Altersvorsorge, dank dem Recht auf Abtreibung und dank der «Pille» sind Kinder heute in der Regel geplante Kinder. Mann und Frau wünschen sich ihre Kinder, und so wünschen sie sich die Eheschliessung: Die Kinder sind oft die «Raison d'Être» einer Ehe und werden zum Mittelpunkt der Familie. Allerdings wird wie früher wieder in reiferem Alter geheiratet und wie früher sind vermehrt beide Partner berufstätig. Die Frau fordert Selbstbestimmung und will nach ihrer Ausbildung den erlernten Beruf ausüben. Ferner reicht das Einkommen des Mannes für den üblichen Konsumstandard einer Familie heute oft nicht mehr aus.

Die Familien müssen neue Formen des Zusammenlebens finden. Das ist für viele nicht einfach und kann eine Trennung zur Folge haben. Fortsetzungsfamilien mit Halb- und Stiefgeschwistern tauchen wieder auf. Die fortlaufend steigende Lebensdauer trägt das ihre zur Scheidungshäufigkeit bei. Mit der Pluralisierung familiärer Formen hat das Modell der Kernfamilie seine vorherrschende Stellung nach vierzig Jahren wieder verloren. *wohnenextra*

**Die Autoren sind Direktor und Projektleiter des Schweizer Landesmuseums Zürich. Dieses zeigt noch bis zum 14. 9. 2008 die Sonderausstellung «Familien – alles bleibt wie es nie war».*
www.familien.landesmuseum.ch

Foto: Landesmuseum

Die Werbung für die Streuwürze Aromat aus den Sechzigerjahren zeigt das damalige Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie.

In der Wohnbaugenossenschaft Strassweid sind Kinder willkommen

Eine Siedlung voller Leben

Die Wohnbaugenossenschaft Strassweid im bernischen Mittelhäusern ist ein wahres Kinderparadies: Die kleinen Bewohner finden hier ein Umfeld ohne Autos, dafür mit 200 Kameraden und viel Unterhaltung. Im Gemeinschaftshaus finden zahlreiche Events, Kurse und Feste für alle Altersgruppen statt.

Von Helen Weiss

«Hier ist alles super», sagt Nick Schillinger und fasst mit einer Armbewegung seine Umgebung ein: den Fussballplatz mit den braunen Stellen im Gras, das selbst gebaute Klettergerüst und die spielenden Kinder. «Es hat viele Kinder hier, das ist cool», meint er nach längerem Nachdenken auf die Frage, warum denn alles super sei. Der Neunjährige zog mit seinen Eltern vor sieben Jahren in die Siedlung Strassweid in Mittelhäusern bei Köniz (BE). An schulfreien Nachmittagen trifft er sich mit seinen gleichaltrigen Nachbarn zum Velofahren und Fussballspielen. Mit viel Elan eifern die Kinder ihren Idolen nach, deren ausgeklügelte Spieltechnik sie während der Fussball-Europameisterschaft auf der Grossleinwand im Gemeinschaftshaus verfolgen.

Auch der neunjährige Merlin Brenzikofer lässt sich das Spektakel nicht entgehen und fiebert für seinen Favoriten Portugal. «Neben Fussball spielen wir im Quartier auch Unihockey», erzählt er in knappen Worten. Er ist in Eile: An diesem zwar sonnigen, aber kühlen Juninachmittag fährt er mit seinem Vater, seinen Brüdern und den Nachbarn ins Hallenbad. Die achtköpfige Familie Brenzikofer-Wyss wohnt seit 1999 in der Siedlung und schätzt das Gemeinschaftsleben. «Gerade für Familien mit Kindern ist die Siedlung ein idealer Wohnort», sagt der 42-jährige Jürg Brenzikofer. Die verkehrsfreie Lage, die vielen Kinder und die gute Infrastruktur machen die Strassweid zum Kinderparadies. Die Familie beteiligt sich aktiv an der Nachbarschaftshilfe; Jürg Brenzikofer organisiert zudem das jährliche Boule-Turnier für Männer.

In der Strassweid finden Kinder viel Platz und «Gspänli» zum Spielen.

Unkomplizierte Organisation

Die Überbauung Strassweid entstand in den Neunzigerjahren und zählt mit 105 Wohneinheiten zu den grössten Holzbausiedlungen der Schweiz. Das Wohnraumangebot ist vielfältig und will eine grosse Durchmischung fördern. Alleinerziehende Mütter und Väter sollen sich hier genauso wohl fühlen wie Grossfamilien, pensionierte Ehepaare und junge Alleinstehende. Die Siedlung selbst ist verkehrsfrei und verfügt über einen grossen, gemeinschaftlichen Bereich im Zentrum. Ein Gemeinschaftshaus, ein Ballsportplatz und diverse Spielplätze stehen allen Bewohnerinnen und Bewohnern zur freien Verfügung. Zäune gibt es in der Strassweid keine: Die Vorplätze vor den Reihenhäusern sind offen, ebenso die kleinen Gärten.

Das Angebot für ein aktives Gemeinschaftsleben in der Strassweid ist gross – es steht und fällt mit dem Engagement

In der autofreien Siedlung können sich kleine und grosse Kinder ungestört austoben.

200 Kinder wohnen in der Siedlung Strassweid – das geht nicht ohne Lärm.

Das Herz der Siedlung: Im Gemeinschaftshaus finden zahlreiche regelmässige Veranstaltungen und spontane Treffen statt.

«Hier ist alles super.» Der neunjährige Nik Schillinger wohnt seit sieben Jahren in der Siedlung.

«Für Familien mit Kindern ein idealer Wohnort.» Jürg Brenzikofer mit zwei seiner sechs Kinder.

«Das gute soziale Umfeld ist eine Entlastung.» Patsy Stern mit Sohn Tristan.

der Bewohner. Im Laufe der letzten zehn Jahre haben sich zahlreiche Events und regelmässige Veranstaltungen entwickelt. «Seit dem Bau des Gemeinschaftshauses im Jahr 2001 wurde das Angebot vielfältiger», erinnert sich Patsy Stern. Die Präsidentin der Miteigentümergemeinschaft wohnt mit ihrem Sohn seit sechs Jahren in der Siedlung. Der am Gemeinschaftshaus ausgehängte Stundenplan bietet einen Überblick: Neben wöchentlichen Yoga- und Tanzstunden, Morgenmeditation sowie Kinoabenden für Jugendliche und Erwachsene bietet die Strassweid auch Musikunterricht, Eltern-Kind-Singen und Spielgruppen für die Kleinen. Einmal monatlich lassen die Bewohner den Tag in der «Nachbar» ausklingen oder treffen sich unter der Woche zu einem gemütlichen Schwatz in der Cafeteria. Und wer während der Sommerferien nicht verreisen will, kann Workshops zu unterschiedlichen Themen besuchen.

Motivierte Bewohner

«Das Gemeinschaftshaus ist öffentlich und kann auch von Auswärtigen für private Anlässe oder regelmässig stattfindende Angebote gemietet werden», erklärt Patsy Stern. Dadurch finden auch Kinder und Erwachsene von ausserhalb der Siedlung Zugang zu den Kursen in der Strassweid. Für die Vermietung und den Unterhalt des Gemeinschaftshauses ist die Betriebsgruppe Gemeinschaftshaus zuständig, die von Mitgliedern der Miteigentümergemeinschaft geleitet wird. Zu den fixen Terminen in den Kalendern der Strassweid-Bewohner gehören die Siedlungsputztage, die zweimal jährlich von der Umgebungsgruppe organisiert werden. Dabei werden die gemeinschaftlich genutzten Plätze aufgeräumt, es wird geputzt, umgestaltet und ausgebessert. «Der Tag ist mit den Jahren zu einem gefragten sozialen Event geworden», erzählt Patsy Stern. Beliebt sind auch das jährlich stattfindende Siedlungsfest im Sommer sowie das Neujahrsfeuer auf der grossen Wiese.

Über Jahre gut besuchte Angebote sind heute feste Bestandteile des Siedlungslebens: Neben dem Boule-Spiel gehört das Fussballspielen am Sonntagvormittag zum regelmässigen sportlichen Angebot. Im Frühling findet zudem eine Veloputz- und Flickaktion statt. Die Angebote im Gemeinschaftshaus sind meist selbsttragend; entsteht ein Defizit, wird es durch die Nebenkosten abgerechnet. Auch an Neuanschaffungen wie etwa Beamer, Spielgeräte oder Leinwand beteiligen sich alle Bewohner finanziell. Wer das Gemeinschaftshaus für einen privaten Anlass mieten möchte, bezahlt als Wohneigentümer eine geringe Miete.

Toleranz ist wichtig

Die Offenheit innerhalb der Siedlung ermöglicht zudem eine unkomplizierte und effiziente Nachbarschaftshilfe. Diese reicht vom Kinderhüten und Blumengiessen bis zur Ausleihe von Werkzeugen oder Sportgeräten. «Das gute soziale Umfeld ist eine extreme Entlastung», weiss Patsy Stern als alleinerziehende Mutter.

Die Nähe und Offenheit bedingen jedoch auch eine grosse Kompromissbereitschaft und viel Toleranz: «Ich bin jeweils froh, dass das Gemeinschaftsleben im Winter etwas weniger intensiv ist», meint Jürg Brenzikofer schmunzelnd. Das rege Siedlungsleben ist nicht jedermanns Sache, und mit rund 200 Kindern in der Siedlung kann der Lärm störend werden. Im letzten Jahr bildete sich aufgrund der gehäuften Reklamationen die Arbeitsgruppe «Starker Abend». In Zusammenarbeit mit den Bewohnern erörterte sie die Konfliktpunkte und erarbeitete das Manifest «Die Erklärung von Strassweid» mit verbindlichen Regeln. Basisdemokratische Entscheidungen zu fällen sei nicht immer einfach, weiss die Präsidentin der Miteigentümergemeinschaft. «Es gab auch Parteien, die sich nicht in die Gemeinschaft einfügen konnten oder wollten und wieder wegzogen.» *wohnenextra*

Fotos: Martin Bichsel

«Das ist mein Reich»

Kinder aus Genossenschaftssiedlungen öffnen uns die Tür zu ihrem Zimmer.

Von Rebecca Omoregie und Daniel Krucker

Platz für Playmo

Milan, 8

wohnt in einem Reiheneinfamilienhaus der Siedlung «Kleinalbis» der Familienheim-Genossenschaft Zürich

Milan hats gut: Er hat zwei Zimmer. Eines zum Schlafen und eines zum Spielen. Wichtig ist ihm, «dass das Zimmer nicht so eng und vollgestellt ist, dass man nichts mehr selber machen kann». Die Eltern überliessen die zwei eigentlich sehr kleinen Kinderzimmer dem Sohn und richteten sich selbst im ausgebauten Dachstock ein Zimmer ein. Dadurch schufen sie trotz der eher engen Verhältnisse ausreichend Platz zum Spielen. Den braucht Milan zum Beispiel zum Ausbreiten seiner Playmobil-Sammlung – am liebsten sind ihm die Ritterburg und die Autos. Oder um mit Tüchern Hütten zu bauen. Wenn der Achtjährige nicht am Boden Fantasiewelten aufbaut, sitzt er auch gerne am Pult und spielt mit Ordnern «Büro».

Die Möbel hat die Familie gemeinsam ausgesucht. Einiges, erzählt Milan, habe er auch geschenkt gekriegt. Den Käuferliladen, etwa, «den hat der Weihnachtsengel gebracht». Wenn er nicht in seinem Zimmer ist, spielt der Erstklässler am liebsten im Garten des Reihenhauses oder setzt sich auch einmal mit der Mutter aufs Wohnzimmersofa zum Vorlesen. Was ihm an seinem Zimmer nicht so gut gefalle? Milan muss lange nachdenken. «Nichts», meint er schliesslich, und wendet sich wieder der Playmobil-Landschaft zu. Einziger Wunsch den er vielleicht noch hätte: «Eine Hängematte.»

Für Milans Eltern war bei der Einrichtung wichtig, dass das Kinderzimmer ruhig und hell ist und genug Flexibilität für verschiedenste Aktivitäten bietet. «Und dass eine gute Atmosphäre und keine Reizüberflutung herrscht», betont Mutter Katharina Grindler. Sie achteten ausserdem darauf, eine eher ruhige Zone zum Schlafen und Zurückziehen und einen aktiveren Bereich zum Spielen und Werken zu gestalten, was bei den engen Zimmern eine Herausforderung war. Wenn mehr Platz da wäre, wünschte sich Katharina Grindler zum Beispiel noch eine Bewegungsecke im Kinderzimmer: «Das kommt hier etwas zu kurz. Wenn Milan sich austoben will, muss er halt in den Garten.»

Zimmer mit Aussicht

Anouk, 6

wohnt in der Siedlung Stooss-Areal der Gemeinnützigen Baugenossenschaft Limmattal (GBL), Zürich

Anouk hat in ihrem Zimmer einen Logenplatz: Von ihrem Hochbett aus sieht sie direkt in den grünen Hof hinunter. Als die Familie diesen Frühling in die Neubausiedlung in Zürich Albisrieden zügelte, bestand die Sechsjährige deshalb darauf, dass ihr Bett unbedingt in diese Ecke gerückt wurde. Tagsüber allerdings ist ihr Lieblingsplatz nicht unbedingt der Hochsitz, sondern auch manchmal das Bett ihrer zweijährigen Schwester Leslie, das quer unter ihrem steht: Gerne sitzt sie dort und hört Kassettli. Oder an ihrem brandneuen Pult, das zusammen mit dem Thek für den Schulanfang bereitsteht. Jetzt schon übt Anouk am neuen Tisch fleissig schreiben oder malt. Manchmal spielen die Schwestern auch zusammen, zum Beispiel mit den Puppen oder Kasperlfiguren. Nicht immer ist das so friedlich wie auf unserem Foto, verrät Anouk: «Leslie zieht mich immer an den Haaren, das tut mega weh!»

Was ihr an ihrem Zimmer nicht so gefällt? Anouk überlegt: «Eigentlich gefällt mir alles», strahlt sie dann. Einzig das Pult, das hätte sie lieber gegen den Balkon gedreht, aber die Mutter überzeugte sie, dass es zur Wand praktischer sei, weil sich so das Regal festschrauben lässt. Oder den Traumfänger, kommt Anouk nun noch in den Sinn, den hätte sie lieber über das Bett gehängt statt neben das Pult.

Dieser Traum wird wohl leicht zu verwirklichen sein. Anders geht es Anouk und Leslies Mutter Esther Schmid: «Mein Wunschtraum für das Kinderzimmer wäre: alle Spielsachen weg, bis auf drei für jede, und dafür ganz viele Matten am Boden und Platz zum Rumtoben.» Aber eben, sie seufzt, das sei wohl nicht so einfach, und weist auf die Mädchen, die unterdessen am Tisch sitzen und Spielzeugprospekte durchblättern.

Die Kinder teilen sich das ruhigste und grösste Zimmer der Viereinhalbzimmerwohnung. Trotz des grosszügigen Grundrisses sei die Einrichtung des Kinderzimmers nicht einfach gewesen, erinnert sich die Mutter. Denn das Zimmer in der bisherigen Wohnung war riesig – und hier kam jetzt noch das Pult dazu. «Klar wäre ein noch grösseres Zimmer schön. Aber das wäre wohl auch bald wieder voll.»

Unter der Sonne

Lara, 8

wohnt in der Siedlung Erligatter der Genossenschaft Neubühl, Zürich

Eigentlich spielt Lara am liebsten draussen. Zieht es sie doch einmal ins Zimmer, sitzt sie meist an ihrem Pult und malt, bastelt oder arbeitet für die Schule. Dann nervt es sie manchmal, dass ihr sechsjähriger Bruder Jan sie bei den «Ufzgi» stört. Die Geschwister teilen sich ein Zimmer zum Schlafen und eines zum Spielen. Aber nur für sie, betont Lara, habe die Mutter die gelbe Sonne an die Wand gemalt. Gerade darunter hat die Achtjährige ihr Playmobil-Puppenhaus aufgebaut. Auch mit dem spielt sie gerne, vor allem, wenn sie Besuch hat. Dann stellt sie sich mit ihren Freundinnen zum Beispiel vor, dass die kleinen Playmobil-Mädchen in die Ferien fahren. Oder sie verkleiden sich und spielen «dumme Damen».

Was den Kindern wichtig ist in ihrem Zimmer? «Der Fussballpokal», kommt es von Jan wie aus der Pistole geschossen. Der gehört zwar dem Papa, aber er thront stolz auf dem Pult des kleinen Fussballers. Und Lara hängt an ihrem «Loi». Das ist kein Löwe, sondern ein schon etwas mitgenommener Stoffhase namens Loir, der rätoromanische Name für Hase.

Wenn sie einen Wunsch frei hätte, wünschte sich Lara manchmal gerne ein eigenes Zimmer. «Und einen Vorhang über dem Bett.» Ansonsten ist sie sehr zufrieden mit ihrem Reich.

«Stimmt, manchmal fühlt sich Lara durch Jan gestört», bestätigt ihre Mutter Nina Meienberger. «Wenn sie Hausaufgaben macht oder Besuch hat, würde sie sich gerne zurückziehen.» Zum Schlafen allerdings, oder wenn sie nachts Angst hätten, seien die beiden froh, zusammen zu sein. Den Eltern war es aber wichtig, jedem Kind eine eigene Pultecke zu gestalten, die sie nach Belieben mit ihren Lieblingsgegenständen dekorieren dürfen. In ein, zwei Jahren könnten sie sich auch vorstellen, den Kindern separate Zimmer einzurichten. Wenn sie etwas ändern könnte, wünschte sich Nina Meienberger etwas mehr Abstand zwischen dem Eltern- und Kinderbereich. Grundsätzlich findet sie die Wohnung in der kinderfreundlichen Siedlung ideal: «Hier sind Kinder willkommen, nicht wie an unserem alten Wohnort, wo ausser uns nur ältere Leute lebten.»

Aquarium statt Fernseher

Silas, 8

wohnt in der Siedlung Am Wasser der Siedlungsgenossenschaft Eigengrund, Zürich

Heute macht Silas seine Hausaufgaben am Esstisch, denn in seinem Zimmer steht noch kein Pult. Die Familie steckt mitten im Zimmer-Umstellen-Projekt. Bis vor wenigen Tagen teilte sich Silas nämlich mit seinem siebenjährigen Bruder Bastian zwei gemeinsame Zimmer: In einem standen die Betten und Pulte, das andere nutzten sie als Spielzimmer. Silas Refugium entsteht im ehemaligen Spielzimmer und wird bald fertig sein.

Als ihre Mutter Daniela Steidle vor knapp zwei Jahren in die Vierzimmerwohnung zog, richtete sie jedem der beiden Kinder ein eigenes Zimmer ein. Eine tolle Idee dachte sie damals. Nicht so die Kinder. Kaum ein halbes Jahr später drängten sie wieder auf ein gemeinsames Schlafzimmer. Viele – besonders für die Kinder – lustige Abende sind seither vergangen. Daniela Steidle gibt zu, dass die ganze Zügelaktion ihrer Initiative zu verdanken sei. Die Buben würden sich am Abend gegenseitig wach halten und einander am Morgen wecken. Silas ist eigentlich auch froh, bald wieder ein eigenes Zimmer zu haben, «weil Bastian mich in der Nacht immer anschwatzt». Der Erstklässler weiss auch schon ganz genau, wie sein Zimmer am Schluss aussehen soll. Jedes Möbelstück hat er in Gedanken bereits neu platziert.

Für Daniela Steidle ist klar, dass Silas bei der Einrichtung mitreden soll. Das Aquarium zum Beispiel, das Silas so wichtig ist, wird bestimmt einen speziellen Platz erhalten. Besonders gut gefallen dem Drachenliebhaber an seinem neuen Zimmer ausserdem der schöne Zebrateppich und der grosse Stuhl, in dem er es sich richtig bequem machen kann. Nur ein Wunsch wird wohl nicht in Erfüllung gehen: Der Junge möchte nämlich gerne im eigenen Zimmer fernsehen. Beeindruckt erzählt er, dass es bei seiner Oma auf jedem Stockwerk einen Fernsehapparat hat: «Oben, in der Mitte und unten. Und auf jedem Stock gibt es auch ein WC.»

Neues Zimmer, neues Leben

Edoardo, 8

wohnt in der Siedlung Höngg der Baugenossenschaft Linth-Escher, Zürich

Es ist Euro-Zeit. Edoardo ist ein grosser Fan der italienischen Fussballmannschaft. Prominent im Zimmer platziert hängt an einem Kleiderbügel ein Fussballleibchen der «Squadra Azzura», das er von seinem Vater geschenkt bekommen hat. Viel mehr Zeit als im Zimmer verbringt Edoardo aber draussen mit seinen Gspänli. Wenn das Wetter doch mal ganz schlecht ist, bastelt er gerne am Tisch oder liest im Bett ein Buch von Globis Abenteuern. Oder er spielt mit dem grossen «Playmo»-Zirkus oder seinen zahlreichen Plüschtieren.

Edoardos Zimmer grenzt direkt an die offene Wohnküche. «Sicher kein idealer Platz für ein Schlafzimmer in einer Familienwohnung», sagt seine Mutter Marilena Bonan. Als die Familie in die Viereinhalbzimmerwohnung zügelte, war Edoardo noch nicht geboren. Die ersten Jahre teilte er sich ein Zimmer mit seinem sechs Jahre älteren Bruder Alessandro. Den Eltern war natürlich klar, dass es irgendwann zu Reibereien zwischen dem Kleinen und dem Grossen kommen würde. Und als dieser Zeitpunkt dann erreicht war, wurde aus dem ehemaligen «Puffzimmer» Edoardos Reich. Aber nicht mehr lange: Bald zieht der Zweitklässler wieder in sein altes Zimmer und sein Bruder wechselt ins kleinere.

Marilena Bonan hat etwas Bedenken, weil das Schlafzimmer neben der Küche liegt und der Grössere an den Wochenenden sicher das Klirren des Frühstückgeschirrs hören wird. Sie hat sich darum sogar überlegt, das Elternzimmer hierher zu zügeln. Alle Möblierungsüberlegungen scheiterten aber bisher an der Enge des Zimmers. Edoardos heutiges Zimmer hat zwar einen praktischen quadratischen Grundriss, verlangt aber wegen der wenigen Quadratmeter eine gewisse Ordnungsdisziplin. Vieles ist darum in Kisten versorgt und zum Teil unter einem Tisch aufeinandergestapelt. Das findet Edoardo «blöd, weil ich mich immer bücken muss». Darum freut er sich auf sein neues Zimmer, weil er dann bald mehr Platz zum Spielen hat. Irgendwie, meint der aufgeweckte Bub, fange mit dem Umzug ja auch ein neues Leben an.

Interview mit Anna von Ditfurth
vom Marie Meierhofer-Institut für das Kind

«Das Kinderzimmer wird überbewertet»

Anna von Ditfurth* erklärt, worauf man bei der Gestaltung des Kinderzimmers achten sollte.

Interview: Rebecca Omoregie

***Wohnen* extra: Beim Gespräch mit verschiedenen Kindern hatten wir den Eindruck, dass ihr Zimmer für sie keine sehr grosse Rolle spielt. Wie wichtig ist das Kinderzimmer?**
Anna von Ditfurth: Entscheidender als das einzelne Zimmer ist ein kinder- und familienfreundliches Wohnumfeld: dass die Kinder Freunde finden, dass es kindergerechte Aussenräume gibt, die nicht nur vorgefertigte Spielmöglichkeiten, sondern auch verschiedene sensorische Anregungen bieten. Also nicht nur glattgemähter Rasen, sondern Bäume, Gebüsch, Erde, Sand und Wasser. Eine grosse Rolle für die Kinder spielen ausserdem verfügbare und vertraute Erwachsene.

Brauchen Kinder ein eigenes Zimmer?
Das hängt vom Alter ab. Kleine Kinder bis drei, vier Jahre spielen am liebsten in der Nähe der Eltern. Sie brauchen nicht unbedingt ein eigenes Zimmer, aber dennoch eine Möglichkeit, ungestört zu spielen. Man sollte versuchen, Ecken für die Grösseren zu schaffen, wo zum Beispiel kleinere Geschwister zwar darübergucken, aber nicht das Spiel der Älteren stören können. Das kann man einfach lösen, zum Beispiel mit Teilen eines Holzlaufgitters oder Schaumgummiwürfeln. Eltern sollten diesen abgetrennten Raum dann aktiv schützen – häufig versuchen sie eher zu vermitteln.

Und grössere Kinder?
Kindergartenkinder dagegen brauchen Rückzugsmöglichkeiten, wo sie auch die Türe schliessen und mit ihren Gspänli alleine spielen können. Das ist ein wichtiger Teil der Entwicklung: einmal unbeobachtet sein und gleichzeitig in Gedanken und im Herzen den Kontakt halten zu denen, die wichtig sind.

Wie gross sollte ein Kinderzimmer sein? Ist es wirklich eine Frage der Quadratmeter?
Schon, ja. Es braucht Platz, freie Fussbodenfläche, die nicht vollgestellt ist. Grosszügige, kindgerechte Aussenräume können beengte Wohnverhältnisse entlasten.

Gibt es Tipps, wie man auch kleine Kinderzimmer gut gestalten kann?
Wenn man handwerklich etwas geschickt ist, kann man sicher mit selbst eingebauten Regalen und Ähnlichem viel machen. Wichtig ist aber vor allem eine altersadäquate Struktur. Wenn für ein Kleinkind von acht oder zehn Monaten noch egal ist, wenn die verschiedenen Spielsachen im gleichen Körbchen sind, ist das für ein Anderthalbjähriges keine gute Idee mehr, denn dann ist das Kategorisieren von Dingen wichtig und das Symbolspiel beginnt.

Apropos Struktur: Soll man das Kinderzimmer regelmässig aufräumen oder das Chaos akzeptieren?
Es ist wichtig, dass Kinder ihre Konstruktionen stehen lassen können. Das ist ein Ausdruck von Wertschätzung ihres Spiels. Eine Briobahn besonders schön aufgebaut und mit anderen Sachen ergänzt zu haben – von Erwachsenen wird oft unterschätzt, was das den Kindern bedeutet. Man sollte mit den Kindern besprechen, was stehen bleiben kann und was verräumt wird. Es braucht keinen Kampf ums Aufräumen. Lieber sich selbst abends auf diese Halbe- oder Viertelstunde einstellen und gemeinsam ans Werk gehen, ohne dabei anzutreiben oder zu ermahnen.

Was empfehlen Sie bei der Möblierung von Kinderzimmern?
Wichtig sind stabile und sichere Möbel. Manchmal sind selbst gebaute Möbel die bessere Wahl als billige Fertigmöbel. Wenn man viel Geld zur Verfügung hat, ist das Problem eher, dass die Möbel «überstylt» sind und zu stark gewisse Themen wie zum Beispiel Prinzessinnen vorgeben.

Sollen die Kinder bei der Einrichtung ihres Zimmers mitreden?
Ja, ich empfehle, die Kinder miteinzubeziehen. Das heisst nicht, mit ihnen in den Möbelladen zu gehen, sondern gemeinsam zu fantasieren, wie denn ihr Zimmer oder ihre Ecke aussehen soll. Schön ist es, wenn man auch einmal etwas selber macht, einen Vorhang näht oder die Bohrmaschine in die Hand nimmt. Dann steckt in den Kinderzimmern oder Spielecken gleich ein Stück Eltern mit drin.

Welches sind die häufigsten Fehler bei der Gestaltung von Kinderzimmern?
Bei Kleinkindern ist der häufigste Irrtum, zu denken, sie könnten alleine im Kinderzimmer spielen. Ein anderer Punkt sind Möbel oder Spielsachen, die zu vorgefertigt sind. Psychologisch ist die Entwicklung von Vorstellungsvermögen wichtig. Es zeigt sich zum Beispiel ab eineinhalb Jahren in «Als Ob»-Spielen: Ein Eimer kann ein Kochtopf sein, ein Stöckchen ein Glacé oder Kochlöffel, ein blaues Tuch ein See. Grundsätzlich sollte man schon kleine Kinder in die eigenen Tätigkeiten integrieren, sie mitmachen lassen beim Kochen, Putzen, Pflanzen oder sogar, wenn man einen Nagel in die Hand nimmt. Zusammenfassend kann man sagen: Das Kinderzimmer sollte nicht überbewertet werden, wenn es um die Spielentwicklung geht.

Welche Anforderungen würden sie an Bauherren und Architekten stellen?
Dass die Kinderzimmer nicht so klein sind, und wenn schon klein, dann eher quadratisch. Wichtig ist auch, dass die Zimmer hell genug und mit «spielfreundlichen» Materialien ausgestattet sind. Holz- oder Korkfussböden sind in den ersten Lebensjahren, wo viel auf dem Boden stattfindet, ideal.

**Anna von Ditfurth ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Marie Meierhofer-Institut für das Kind (MMI) und arbeitet ausserdem als Erziehungsberaterin in der Kleinkindberatung. www.mmizuerich.ch*

Interview mit dem Kinder- und Jugendbeauftragten Jürg Caflisch

Wenn der Sandkasten ausgedient hat

An Treff- und Spielangeboten für kleinere Kinder mangelt es in den Siedlungen der Baugenossenschaften nicht. Anders sieht es beim Angebot für Jugendliche aus. Deren Bedürfnisse und Wünsche fliessen kaum in die Konzeption von Neubau- oder Renovationsprojekten ein. Jürg Caflisch, Kinder- und Jugendbeauftragter des Kantons Basel Stadt, gibt Tipps dazu.

Foto: zVg.

Interview: Daniel Krucker

***Wohnen:* Herr Caflisch, was ist genau Ihre Aufgabe als Beauftragter für Kinder- und Jugendfragen des Kantons Basel-Stadt?**
Ich bin zuständig für jugendpolitische Fragestellungen im Kanton. Dazu gehört zum Beispiel das Beantworten von Vorstössen aus dem Parlament. Ein weiterer wichtiger Teil ist die Zusammenarbeit mit anderen Institutionen, die in der Kinder- und Jugendarbeit tätig sind. Hier geht es etwa um die konkrete Ausgestaltung von Subventionsverträgen. Im Mittelpunkt steht immer die Förderung von Kindern und Jugendlichen, was meine Arbeit sehr schön und auch spannend macht. In jedem Kanton der Schweiz gibt es übrigens eine solche oder ähnliche Stelle.

Für junge Familien ist das Angebot der Baugenossenschaften besonders interessant. In der Planung von Siedlungen wird die Entwicklung vom Kind zum Jugendlichen aber oft gar nicht berücksichtigt. Woran liegt das Ihrer Meinung nach?
Das ist eine interessante Frage: Weshalb macht man sich nicht viele Gedanken darüber, was sich die Bewohnerinnen und Bewohner wünschen, die gerade dem Kindesalter entwachsen sind? Immerhin sind die Jungen und Mädchen etwa ähnlich lange Jugendliche, wie sie vorher Kinder waren. Vielleicht hat man das Gefühl, dass Jugendliche nicht mehr so viel Aufmerksamkeit brauchen. Man denkt, dass die älteren Kinder sich schon selber beschäftigen können. Ich kann mir aber auch vorstellen, dass es an Wissen fehlt. Es kommt sicher nicht oft vor, dass die Leute aus den Vorständen oder Siedlungskommissionen direkt auf die Jungen zugehen und fragen: «Was sind eure Wünsche? Habt ihr Veränderungsvorschläge?» Auf der anderen Seite gehen die Jugendlichen selber in diesem Alter gerne auf Distanz und deponieren ihre Ideen nicht immer an der richtigen Adresse.

Welche Bedürfnisse oder Wünsche stellen Jugendliche überhaupt an ihr Wohnumfeld?
In Bezug auf das Wohnumfeld sind mir keine konkreten Anforderungen bekannt. Aber es gibt klare Tendenzen, was den öffentlichen Raum betrifft. Spannend sind für Jugendliche zum Beispiel Plätze, die eine Mischung aus Bühne und Nische sind. Orte also, wo sie sich ungestört und unbeobachtet treffen können, aber selber beobachten können. Gleichzeitig wollen sie aber auch gesehen werden. Sie möchten zeigen, welche Musik sie hören, wie sie sich auf dem Skateboard bewegen.

Es braucht einen Ort zur Selbstdarstellung?
Selbstdarstellung im positiven Sinn, ja. Viele Leute kritisieren das «Hängen» der Jugendlichen auf öffentlichen Plätzen. Meiner Meinung nach sind sie aber keineswegs nur passiv. Man sollte auch wissen, dass «Abhängen» in diesem Alter einfach einer von vielen Bestandteilen der Freizeitgestaltung ist. Die Jugendlichen sitzen zusammen und quatschen.

Warum ist es für Jugendliche so schwer, einen Ort zu finden, an dem sie richtig akzeptiert sind?
Das hängt sicher teilweise mit dem schwierigen Alter zusammen. Sie sind keine Kinder mehr, der Abstand zur Erwachsenenwelt ist aber noch beträchtlich. Also suchen sie sich ihre Nische. Idealerweise ist das ein Ort, wo sie fast immer Leute treffen können, ganz unverbindlich und unkompliziert.

Für eine Baugenossenschaft dürfte es schwierig sein, einen solchen Ort zu schaffen.
Das ist richtig. Man darf aber nicht vergessen, dass die meisten Jugendlichen allenfalls am Wochenende unterwegs sind. Sie gehen ja nicht jeden Tag in den Ausgang. Unter der Woche treffen sie sich meist in ihrer nächsten Umgebung.

Wäre ein eigener Raum in der Siedlung für Jugendliche die Lösung?
Unter gewissen Bedingungen auf jeden Fall. Jugendliche gestalten ihre Räume gerne selber mit Postern und irgendwelchen Accessoires. Sie bräuchten also einen Raum, den sie dauernd und ausschliesslich benutzen können. Ansonsten ist es für sie uninteressant. Vierzehnjährige verspüren wenig Lust und Motivation, nach jeder Nutzung peinlich genau aufzuräumen und zu putzen. Das heisst natürlich nicht, dass es keine Regeln braucht. Im Gegenteil: Die müssen im Vorfeld zusammen ausgehandelt und verbindlich festgelegt werden. Wenn diese Voraussetzungen erfüllt sind, funktionieren meiner Erfahrung nach solche Projekte sehr gut.

Der Aussenraum von Baugenossenschaften ist meist sehr grosszügig gestaltet. Trotzdem verfügt bei weitem nicht jede Siedlung über einen Fussballrasen oder Basketballplatz. Wäre es sinnvoll, getrennte Bereiche für Jugendliche und Kinder zu schaffen?
So weit würde ich nicht gehen, ich glaube, das ist auch gar nicht nötig. Bei der Durchmischung besteht halt die Gefahr, dass es zu kleinen Machtspielen kommt. So kann es vorkommen, dass Jugendliche den Spielplatz besetzen und den Kleinen sagen: «So, jetzt sind wir da!» Aber eher kommt es zu Konflikten zwischen grösseren und ganz kleinen Kindern als mit Jugendlichen. Wie ich bereits angesprochen habe, brauchen Kinder im Jugendalter keine ausgetüftelten Geräte mehr. In dieser Beziehung sind sie ziemlich bescheiden. Ein Basketballkorb und ein, zwei Bänke reichen vollkommen aus.

Und ein Abfallkübel!
Genau (lacht). Littering ist natürlich immer ein grosses Thema. Dazu kann ich nur raten, die Jugendlichen direkt anzusprechen. Und versuchen, ruhig und sachlich zu bleiben, auch wenn man empört ist. Wie so oft in solchen Situationen gilt auch hier die Regel: «C'est le ton qui fait la musique.» Wenn Abfallprobleme dennoch bestehen bleiben, rate ich, andere Wege einzuschlagen. In schlimmen Fällen muss externe Hilfe geholt werden. Anlaufstellen gibt es überall genug. Und wenn gar nichts mehr hilft, dann muss man vielleicht auch einmal die Polizei rufen. Schade gelten Äpfel nicht als cool, das wäre nämlich die beste Prävention gegen Littering. Der heutige Zeitgeist mit den vielen vorgefertigten und aufwändig verpackten Snacks leistet dem Problem natürlich Vorschub.

Was empfehlen Sie einer Genossenschaft, die ihr eigenes Angebot für Jugendliche verbessern will?
In einem ersten Schritt würde ich das Gespräch mit den Jugendlichen suchen. Der Vorstand soll die jungen Bewohnerinnen und Bewohner zu eine Diskussionsrunde einladen. Danach arbeitet zum Beispiel eine kleinere Gruppe an einem Konzept und versucht herauszufinden, ob und wie die Vorschläge und Ideen umgesetzt werden können. Wichtig ist auch, sich die nähere Umgebung genau anzuschauen. Es ist nämlich sinnlos, wenn man mit der grossen Kelle anrührt und gleichzeitig gibt es um die Ecke den Sportplatz oder einen professionellen Jugendtreff. Ich rate auch zur guten Beobachtung. So findet ein Vorstand heraus, welche Orte innerhalb der Siedlung genutzt werden. Bevor man in Aktivismus verfällt, sollte man zuerst eine saubere Auslegeordnung machen, die Situation mit den Jugendlichen anschauen und dann gemeinsam entscheiden. *wohnen*extra

Baugenossenschaften:
Bedarf erkannt
Eine kleine Umfrage von *wohnen* extra hat den Trend bestätigt, dass auch Baugenossenschaften bei der Ausgestaltung ihrer Aussenräume vor allem die Bedürfnisse von Kindern bis etwa zwölf, dreizehn Jahren abdecken. Wenn neben Spielgeräten noch Platz ist, finden sich aber bisweilen auch Basketballkörbe oder Pingpong-Tische. Eher selten ist der Fussballrasen, für den sich eigentlich alle Altersgruppen begeistern würden. Fussballspiele sind aber nicht ganz unproblematisch. Lärm und das Knallen des runden Leders an Fassaden führen nicht selten zu Streitereien.

Mit ihrer teilweise extrovertierten Art stossen Jugendliche nicht nur auf Gegenliebe. Konflikte unter den Generationen sind kaum zu vermeiden. Manchmal drohen sie gar aus dem Ruder zu laufen. In solchen Fällen braucht es Hilfe von aussen. Manche Baugenossenschaften konnten in Zusammenarbeit mit der Gemeinde eine merkliche Beruhigung und Verbesserung erreichen. Lösungen sind etwa regelmässige Abendveranstaltungen, Kafi- und Sporttreffs für Jugendliche oder die aktive Mithilfe der Heranwachsenden, etwa bei Littering-Problemen.

Eine interessante Idee verfolgt die Bahoge in Zürich. Sie will genau wissen, was die Jugendlichen beschäftigt, wie sie das Leben in den Siedlungen wahrnehmen und was sie gerne ändern möchten. Darum begleitet und unterstützt die Genossenschaft die jungen Bewohnerinnen und Bewohner bei einem Filmprojekt. An der nächsten GV werden die selbst realisierten Kurzfilme vorgestellt.

Zu Besuch im Kinderheim Pilgerbrunnen

Fast wie eine normale Familie

Wenn Eltern ihr Kind nicht selber grossziehen können, braucht es einen Ort, wo das Kleine Nestwärme bekommt, Verlässlichkeit spürt und Urvertrauen entwickeln kann. Zum Beispiel das Zürcher Kinderheim Pilgerbrunnen.

Von Paula Lanfranconi

Die schwere Eingangstüre wirkt nüchtern, abweisend fast. Kein einziger Blumentopf ist zu sehen. Dafür ein Ochsnerkübel. Alte Vorurteile werden wach. Typische Kinderheim-Tristesse, immer noch, denkt man. Dann dreht sich der Schlüssel im Schloss. Und plötzlich ist alles anders. In der hellen Eingangshalle grüsst ein Pfingstrosenstrauss, Zeichnungen hängen an der Wand, aus dem Hof sind Kinderstimmen zu hören. Der Hof entpuppt sich als grüne Oase mit Bäumen, Hügeln, spannenden Spielgeräten. Ein paar Buben in Gummihosen bespritzen sich, quietschend vor Vergnügen, mit Wasser und Dreck.

Schwierige Geschichten

Valeria Rentsch, 57, Leiterin des Kinderhauses Pilgerbrunnen, ist sich die Verblüffung ihrer Besucher gewohnt. Und sie beginnt zu erklären. Die verschlossene Eingangstüre ist Teil des Sicherheitskonzepts. Denn keines der 33 Kinder ist freiwillig hier. Jedes zweite hat eine psychisch kranke Mutter. Oft können diese nicht verstehen, warum die Polizei gekommen ist und ihnen ihr Kind weggenommen hat. So kann es passieren, dass die Frauen nachts auf das Gelände kommen und eine Scheibe einschlagen.

Ein weiteres Drittel der Kinder hat eine Mutter, die von Alkohol oder anderen Drogen abhängig ist. Und bei jedem fünften Kind sind die Eltern nicht in der Lage, das Kind adäquat zu erziehen – sei es, weil sie zum Beispiel nicht merken, wann eine Situation für das Kind gefährlich ist. Oder sei es, dass die Mutter der Prostitution nachgeht oder im Gefängnis ist. Schwierige Geschichten also. Hier im Pilgerbrunnen finden die Kinder Verlässlichkeit und Nestwärme. Und vieles sei hier gar nicht so viel anders als in einer Familie, sagt Valeria Rentsch: «Wir versuchen, ein Höchstmass an Normalität zu erreichen: im Verhalten mit den Kindern, im Tagesablauf, in der Wohnungsausstattung.»

Geregelter Tagesablauf

Tatsächlich: Die fünf Gruppenwohnungen, in der je sechs bis sieben Kinder mit einem festen Stamm von sechs Betreuerinnen – Sozialpädagoginnen und Kleinkinderzieherinnen – leben, sehen fast aus wie ganz normale Wohnungen. Nur die Küche mit dem runden Tisch ist wohl etwas grösser als in einer Durchschnittswohnung. Und diese Wohnküche ist das warme Herz der kleinen Gemeinschaft. Hier bereiten die Betreuerinnen die Mahlzeiten zu. Nur das Mittagessen holen die Kinder in der Grossküche bei Oski, dem allseits beliebten Heimkoch.

Der Tag beginnt um sieben Uhr mit dem gemeinsamen Zmorge. Wenn die grösseren Kinder im Chindsgi sind, wird zusammen aufgeräumt. Dann gehts zum Spielen hinaus in den Garten, bei jedem Wetter. Oder man geht zusammen einkaufen – ganz so, wie es ein normales Mami auch tun würde. Fixpunkte im Tagesablauf sind die Mahlzeiten: Znüni, Zmittag, Zvieri, Znacht – das ist wichtig für Kinder, die zuhause oft keinen geordneten Essensrhythmus kannten. Zu jeder Wohnung gehören auch eine Stube und ein grosser Balkon, oft spriessen da selbst gezogene Pflanzen. Die Zimmer der Kinder sehen aus wie Kinderzimmer eben so aussehen – hinge da nicht über jedem Bettchen das Foto vom Mami, oder, seltener, auch vom Papi. «Wir möchten», sagt Valeria Rentsch, «die Eltern mit hereinholen und ihnen das Gefühl vermitteln, dass sie dazugehören.»

Atempause im Heim

Der Kontakt mit den Eltern ist wichtig. Je jünger das Kind, desto häufiger sollte er stattfinden. Das ist nicht immer möglich. Für den gerade mal halbjährigen Sandro* zum Beispiel ist das Foto mit der bleichen Frau der einzige Mutterkontakt überhaupt. Mehr wäre lebensgefährlich, denn die schizophrene Frau neigt zu Gewalt. Sandro kam bereits als Neugeborener in den Pilgerbrunnen. Jetzt verbringt er den grössten Teil des Tages auf den Armen seiner Betreuerinnen. Im Schnitt leben die Kinder etwa zweieinhalb Jahre im Pilgerbrunnen. Das grosse

Kinderheim Pilgerbrunnen

Das Zürcher Kinderheim Pilgerbrunnen bietet Lebensraum für 33 Kinder, vom Säugling bis zum Neunjährigen. Die Kinder kommen hierhin, weil ihre Eltern vorübergehend oder längerfristig nicht in der Lage sind, selber für sie zu sorgen. Die Kleinen leben in fünf altersgemischten Gruppen und werden von Sozialpädagoginnen und Kleinkinderzieherinnen betreut. Ziel ist die Rückplatzierung nach Hause oder das Finden einer guten Anschlusslösung.

Trägerin des Kinderheimes Pilgerbrunnen ist der Evangelische Frauenbund Zürich, finanziert wird es hauptsächlich von den einweisenden Behörden, dem Kanton und von Spenden. Der Pilgerbrunnen entstand 1889 als Zufluchtsort für zehn «gefallene Mädchen», die weder Wohnung noch Arbeit fanden und oft in die Prostitution gerieten. Ein Jahr später wurde das Haus zur Maternité: 16 ledige Mütter konnten hier ihre Schwangerschaft verbringen und ihr Kind betreuen lassen. Seit 1983 gehört neben dem Kinderheim auch eine Kindertagesstätte mit 42 Plätzen zum Kinderhaus Pilgerbrunnen. *www.vefz.ch*

Im Kinderheim Pilgerbrunnen leben die altersgemischten Gruppen von sechs bis sieben Kindern mit ihren Betreuerinnen fast wie in einer normalen Familie.

Foto: zVg.

Ziel ist die Rückplatzierung nach Hause, spätestens mit neun Jahren sollte es soweit sein. Schon beim Aufnahmegespräch will man von den Müttern möglichst genau erfahren, welche Rituale und Werte ihnen wichtig sind. Die Zeit im Heim ist eine Atempause, während der man gemeinsam mit den Eltern und der Beiständin herauszufinden versucht, was es braucht, damit es zuhause wieder funktioniert.

Allerdings werde das zunehmend schwieriger, sagt Valeria Rentsch. Neuerdings kämen sehr viele Kinder von afrikanischen Müttern. «Bei diesen Frauen wissen wir nie genau, weshalb sie in eine Krise geraten: Sind sie wirklich psychisch krank? Oder ist es mehr der Kulturschock, die Erwartung, dass man hier eine Arbeit hat, eine schöne Wohnung, ein Auto und dann ist alles anders?» Bei rund 50 Prozent der Kinder funktioniert die Rückkehr nach Hause nicht. So wechseln die meisten von ihnen in eine Pflegefamilie. In sehr schwierigen Situationen, zum Beispiel, wenn eine schwer psychisch kranke Mutter keine Krankheitseinsicht zeigt und eine Pflegefamilie überfordert wäre, muss das Kind in ein weiterführendes Heim platziert werden.

Die Kunst des Loslassens

Auch Melanie* wird nicht nach Hause zurückkehren. Sie ist anderthalb Jahre alt. Vor einigen Wochen starb ihre Mutter an einer Überdosis harter Drogen, der Vater ist untergetaucht. An diesem Morgen jedoch trippelt Melanie fröhlich von einem Fuss auf den anderen. Nach dem Zvieri wird sie zu ihren neuen Eltern ziehen. Sie haben einen Bauernhof und ganz viele Tiere. Die Gspänli und die Betreuerinnen werden Ballone steigen lassen. Melanie weiss: Es wird ein Fest, so schön, wie sie es bei anderen Kindern gesehen hat, die von hier weggegangen sind.

Dieses gegenseitige Loslassenkönnen ist eine Kunst. Sie macht Valeria Rentsch stolz – auch auf ihre Mitarbeitenden, die ihre Aufgabe mit viel Wärme und Herzblut angehen. 365 Tage im Jahr. Die Besucherin schliesst nach zwei Stunden die schwere Türe hinter sich und staunt noch immer darüber, wie fröhlich sie die «Pilgi»-Kinder erlebt hat. Wie ganz normale Kinder eben.

wohnenextra

**Namen der Kinder von der Redaktion geändert.*